

# Der Hausfreund

Unterhaltungs-Beilage

341

## Deutschen Rundschau

Nr. 43.

Bromberg, den 23. Februar

1937

### Der Ruf der Heimat

Roman von Artur Brausewetter

(4. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Ihr Gespräch hat die ruhige Bahn verlassen, sein Ton an Schärfe zugenommen. Auf beiden Seiten. Die trennenden Gegensätze flackern auf.

Es scheint, als wolle sie eine zwecklose Unterredung abbrechen. Wendland sagt hart:

„Sie wissen, wie hoch ich Ihren Vater einschätze, wie ich seinen klugen Sinn, seinen rastlosen Fleiß bewundere. Er ist für mich die ausgesprochene Kampfnatur. Und darin stehe ich ihm nahe. Aber wenn ich mich frage: Wozu das alles? Wozu dies aufreibende, nervenpeitschende Leben vom frühen Morgen bis zum späten Abend? Alles um des eigentlichen Erwerbens und Gewinnens willen.“

Über meinen Vater und seine Art glaubte ich Sie genügend aufgeklärt zu haben.“

„Aber geht es mir mit den anderen in Ihrem Hause nicht ebenso? Wenn ich zu Ihrer Großmutter komme und sage mir: Sie ist eine achtzigjährige Frau, die unmittelbar am Grabesrande steht, mit ihr mußt du über Dinge sprechen, die über diese Welt hinausreichen, mußt ihren Sinn auf etwas Höheres und Bleibendes richten, gelingt es mir? Sie hört mir nur mit halben Ohr zu. Immer kommt sie auf das eine, das unablässig Wiederkehrende zurück: Daß sie einmal ein großes Vermögen, Schlösser und Gärten besessen, prunkhafte Gesellschaften und rauschende Feste gegeben hat. Und woran klammert sie ihre ganze Hoffnung? Das Glück ihrer letzten, kümmerlich bemessenen Jahre? An einen Prozeß, der ihr wiedergeben soll, was sie verloren hat und nicht zu überwinden vermag.“

„Sie sind ein strenger Richter, Herr Pfarrer Wendland. Ja, begreifen Sie denn nicht, daß, was sie so hart an der alten Frau tadeln, der einzige Halt ist, an den sie sich wie an einen Strohhalbm klammert? Daß ihr das Leben unerträglich sein würde, wenn sie dieser schöne Traum nicht aufrechterhielte, gleichwohl ob er einmal Erfüllung werden wird oder nicht? Nehmen Sie einem Menschen die Illusion, und Sie nehmen ihm das Leben. Ja, warum sehen Sie mich denn so an?“

„Weil ich Ihnen auch hierin nicht zu folgen vermag. Und weil ich bisher nicht wußte, daß Sie ein so tiefgehendes Verständnis für die alte Dame haben könnten.“

In ihren Augen blüht es auf.

„Ich glaube nicht, daß Sie auch hierüber zum Richter berufen sind. Wenigstens erkenne ich Sie als solchen nicht an.“

„Ich wollte nicht richten, sondern nur erklären.“

„Und ich vergesse, daß Ihnen Ihr Amt vielleicht das Recht gibt.“

„Ich sprach nicht zu Ihnen aus meinem Amte heraus, das ich hier nicht ausüben habe. Als Mensch nur wollte ich zu ihnen sprechen. Habe ich mich im Ton vergriffen, so halten Sie es meiner Ungeübtheit in diesen Dingen zugute. Ich wollte Sie nicht kränken, nein, wirklich, das wollte ich nicht.“

Ein fast um Entschuldigung bittender Ton ist in seinen Worten. Sie weiß, daß er ihm nicht leicht fällt. Ihr Auge weist auf ihn. Etwas wie aufsteigendes Wohlgefallen ist in ihm.

„Vielleicht war es die Zeit, in die ich hineingestellt bin und die aus mir sprach.“

Sie zuckt die Achseln.

„Die Zeit! Ich fürchte, Herr Pfarrer, auch hier werden wir beide uns nicht verstehen. Ich bin immer selbständig meinen Weg gegangen. Diese Zeit, der Sie dienen, sie mag für unbefangene und begeisterungsfähige Gemüter sein. Für mich ist sie nichts.“

„Und weshalb nicht?“

„Weil sie der Überlieferung widerspricht, in der ich groß geworden bin, die sowohl in der Familie meines Vaters wie meiner Mutter heilig gehalten wurde.“

„Also die Aristokratin ist es, die sich auflehnt. Da kann ich freilich nicht mit, der ich von der Mutter her aus Bauernblut, vom Vater aus dem Volkslehrerstande stamme.“

Sein Augenblick denkt sie nach.

Und als hätte sie das Gefühl, daß sie in diesem Augenblick irgend etwas tun müsse, ihren guten Willen zu bekunden, geht sie an ihren Schreibtisch, öffnet ein verborgenes kleines Fach in ihm, entnimmt ihm wahllos eine Anzahl von Scheinen, legt sie in sichtbarer Verlegenheit vor ihn auf den Tisch.

„Ich weiß, daß es kein Opfer ist, wie Sie es fordern. Ich will nur versuchen, gut zu machen, was der Vater vorhin veräußert hat.“

„Vielleicht ist es doch ein Opfer“, erwidert er, über die Größe der Gabe verwundert und zugleich beglückt.

Wieder ist beides in ihm: die geheime Anziehungskraft, die dieses Mädchen auf ihn ausübt. Und das Scheidende, das er in dieser Stunde mit neuer Gewißheit empfunden hat, und das stärker ist als jenes andere.

Timm ist besser dran als seine Schwester Ina. Er hat die schöne Gabe, alles leicht zu nehmen: das Leben, die Arbeit, das Leid. Und doch allen dreien gegenüber seinen Mann zu stehen.

Da der Vater, obwohl er im Aufsichtsrat mehrerer Gesellschaften sitzt und durch allerlei andere Ehrenämter sehr in Anspruch genommen ist, seine Arbeit im Kontor niemals hintenanstellt, so ist er im letzten Grunde nur dessen Helfer, eine eigentliche Selbständigkeit hat er kaum.

Es ist ihm durchaus recht so. Er bereitet der Arbeit freundlichen Empfang, wenn sie zu ihm kommt. Aber er ruft sie nicht. Sie ist kein unentbehrlicher Bestandteil, nicht einmal Erfordernis seines Lebens.

Sein Geschmack ist Reiten und Jagen, überhaupt jede Art des Sportes, seine Sehnsucht das Land, Pferdezug und wildreiche Forsten. Er hat dem Leben gegenüber die leichte Hand des Reiters und sitzt um so fester in seinem Sattel, je weniger er die Sporen braucht.

Nun ist in sein reichbewegtes Sportleben etwas Neues eingetreten: ein Paddelboot.

Aber beileibe kein Paddelboot, wie es Herr Hinz mit Fräulein Kunz paddelt. Ein Rennzweier, den er sich aus Tölz verschrieben, gertenschlau und nabelschmal, dabei von



so biegsamer Spannkraft, daß er nicht wie ein Boot, sondern wie ein Pfeil dahinfliehet, die Wasser und die Fische mit den Spuren des Entsetzens unter ihm davonschleucht und die Vögel im dichtesten Rohr sich verstecken, wenn sie das gurgelnde Gletten seines Nahens vernehmen, wirklich ein Paddelboot, wie es das Herz des Sportsmannes höher schlagen macht.

„Puck“ kauft er es, und von Stunde an wird es sein ausgesprochener Favorit, hinter dem alles andere spurlos, als wäre es nie dagewesen, verschwindet. Nicht nur die Jagd, die in dieser Jahreszeit an sich ohne Bedeutung ist, nein, auch die Fahrten auf dem Motorrad, das er auch erst vor einem halben Jahr für einen nicht unansehnlichen Preis gekauft und das sich jetzt in den ungehobten Ruhezustand versetzt sieht. Tennis und Fußball, in denen beiden er Meister ist, sind verbannt. Allein Puck beherrscht das Feld und seines Herrn Leben und Gedanken. Jede Mußestunde, die der Vater und das Kontor ihm lassen und die nicht zu farg bemessen sind, gehört ihm und den Trainingsfahrten, die oft bis in den späten Abend unternommen werden, auf den Vorflutern und Deichgräben, an denen die Umgebung Danzigs so reich ist, und weiter, bis auf die Weichsel, erstrecken sie sich und sollen von Tag zu Tag ausgiebiger geübt werden. . . ohne Ende und Ziel von denen für den trainierenden Paddler weder das eine noch das andere besteht.

Bis jetzt ist er immer allein gefahren. So ein Rennfahrer von der Art Pucks ist wie ein junges edles Pferd, das nicht jeden aufsitzen läßt. Es gehört schon eine gewisse Übung dazu, seinen Platz einzunehmen und zu behaupten. Und besonders der Sitz vorne für den Schlagmann, der noch schmaler und kippliger ist, bedarf aller Künste des Schwebens und Ausbalancierens, wenn er nicht uneinnehmbar bleiben soll.

Podi aber verfügt über beide. Sie wird schon die Rechte auf dem Schlagmannsitz sein. Denn sie ist das tüchtigste Mädchen, das ihm je begegnet. . . von einer körperlichen Gewandtheit und Leichtigkeit der Bewegungen, wie sie ihm bei keinem anderen vorgekommen sind. Im Tennis ist sie ihm beinahe überlegen, und auf dem Soziussitz seines 140-Kilometer-Motors hat er sie immer mit sich gehabt und sich gefreut, wie sie sich jeder Wendung des Rades, jeder leisesten, manchmal unerwarteten Bewegung mit dem schmiegsamen Körper angepaßt hat, unbewußt mitlenkend, mitfeuernd.

Podi wird er auf der ersten großen Fahrt, die er weit hinein in das Weichselgebiet geplant hat, mitnehmen. Bisher hat er ihr immer nur von seinem Puck erzählt und sie nicht nur auf den unbekannten Nebenbuhler eifersüchtig, sondern bis zum höchsten Grade neugierig gemacht. Nun soll es eine Überraschung für sie werden, und er freut sich darauf, sie auf dem schmalen Schlagmannsitz vor sich zu sehen.

Podi ist, was zu sagen sich hiernach erübrigt, Timms Freundin, die letzte und die einzige nach vollen zwei Monaten. Er hat viele Freundinnen gehabt, ist aber niemals ein Frauenjäger und niemals so recht verliebt gewesen.

Auch für die Auswahl seiner Freundinnen hat es immer nur eine Richtschnur gegeben: den Sport. So ist ihm der Verkehr mit hübschen Frauen oder Mädchen kaum Selbstzweck gewesen, denn recht genommen, hat er für Flirt und Liebelei weder Zeit noch Neigung gehabt. Aber das sportlich durchgebildete Mädchen flößte ihm Gefallen ein.

Am längsten währte einmal Timms Freundschaft mit einer Gymnastiklehrerin. Als er sie im Zoppoter Familienbad zwölfmal hintereinander ohne die leiseste Mühe oder Kraftaufwendung Rad schlagen und nachher im Wasser die unerhörtesten Schwimmübungen ausüben sah, bei der sie wie eine Ente in unaufhörlicher Reihenfolge auf und untertauchte — sie wollte die gehörige Reklame für ihre eben errichtete Gymnastikschule in Szene setzen — war seine Neigung entschieden.

Als sie sich dann aber infolge ihrer bis in den November ausgebreiteten Freibäder ein gelindes Rheuma zugezogen hatte und im Höchstfalle nur noch drei Räder, und auch diese nur mit Ausbietung einer sichtbaren körperlichen Energie, zu schlagen vermochte, sank seine Neigung in demselben Verhältnis.

Da lernte er Podi im Tennisklub kennen.

Schon von vornherein hatte sie seine Aufmerksamkeit erregt, weil er verwundert war, sie in den vornehm abgeschlossenen Klub aufgenommen zu sehen. Denn Podi war

eine blutjunge Anfängerin in der Oper des Danziger Staatstheaters und hatte ihren Namen von einer Operette, die „Lockvogel“ hieß, und in der sie zum ersten Male aufgetreten war. Von bestrickender Anmut, wie alles an ihr, war auch ihre Stimme, ohne irgendwelchen größeren Anforderungen gewachsen zu sein oder gar eine Verheißung für die Zukunft in sich zu tragen. Für die Operette aber war Podi vermöge ihrer heikelwühlenden Lustigkeit und eines bis zur Ausgelassenheit gesteigerten Temperaments von Natur aus geschaffen. Da sie mit sehr guten Empfehlungen nach Danzig kam, wegen ihrer rheinischen Fröhlichkeit und Unbekümmertheit die Herzen der jungen und noch mehr der alten Herren im Sturm eroberte, zudem eine ausgezeichnete Tennisspielerin war, die schon auf verschiedenen Turnieren Preise davongetragen hatte, sah man keinen Grund, sie nicht in den Klub aufzunehmen.

Gleich bei der ersten Partie hatte Timm sie als Gegnerin und wurde nach erbitterter Gegenwehr von ihr geschlagen.

Und das entschied.

Ein Frühlingsstag, wie er schöner nicht gedacht werden kann, umschmeigt die alte Hansestadt mit jungen Viebesarmen.

Nicht in dunstige Schleier mehr gewoben, wie in der Frühe des Morgens, scheint die Sonne des Mai. Von hell durchsichtiger Klarheit ist ihr Licht geworden, sendet seine mildeisigvoll suchenden Strahlen bis in die engsten Gassen, liegt in weithin leuchtendem Gold auf der Ratsturmspitze, windet einen Kranz von mattsilbernen Perlen um das trübige Haupt von St. Marien, weckt aus dem Schläfe von Trägheit und Gleichgültigkeit, der Nacht von Sorgen und Finsternissen, macht alles froh und lind und lebensstark.

Keiner freut sich des schönen Tages mehr wie Timm. Denn er kann ihn für seine Paddelfahrt brauchen. Wohlzusammengepackt liegt das Faltboot in seinem Auto, in dem er mit Podi der Stelle des Umsluters entgegenfährt, an der die große Fahrt beginnen soll.

Nun sind sie am Ziel, legen Mäntel, Rappen, Autobrillen ab und freuen sich, der lastenden Hüllen entledigt, der schönen Welt.

Podi sieht dabei auch wirklich aus wie ein Kind des lachenden Frühlingstages da draußen. Weich schmiegt sich das von einem feinen Vedergürtel umschlossene rotheidene Kleid an den jungblühenden Körper.

Die schönen, von einem matten Bronzerot gefärbten Arme bleiben frei und die kleinen Füße stecken in zierlichen Sandaletten. Die Strümpfe, von derselben goldbraunen Tönung wie die Arme und an den Knien ein bißchen fokett aufgewirbelt, umschließen ein tadellos gebautes Bein.

Aber auch Timm kann sich sehen lassen in seinem kurzärmeligen Seidenhemd, über dem das dunkelgebräunte Gesicht und der muskulöse Hals fast kuppeln funkeln. Schwarze Satinhosen fallen weit und luftig bis an die Knie, während die Füße von weißen Gummischuhen und eben solchen Seidensocken eingeschlossen sind, wirklich ein schmuckes Paddlerpaar, das zur verheißenden Fahrt sich rüstet.

Mit liebevoller Sorgfalt, in der zugleich eine merkwürdige Wichtigkeit sich kundgibt, packt Timm sein Faltboot aus, haut es mit derselben Sorgfalt auf, setzt es aufs Wasser, sieht es mit kindlichem Stolz auf den leise flutenden Wagen schaukeln und plant sich, wie ein Junge, der zum ersten Male das von dem Vater geschenkte kleine Segelboot am Bindfaden auf dem Wasser schwimmen läßt.

Jetzt steigt er ein, nimmt seinen Platz, balanciert aus, verfrachtet einen kleinen Korb mit einer Flasche Sherry und einigen wohlverpackten Lederbissen, die ihnen gute Dienste tun sollen, verstaft das Zelt, das er auf jeden Fall mitgenommen, und hat sein stilles Ergötzen, als er sieht, wie die kleine, sonst so sichere Podi mit allerlei mühsamen Kletterversuchen, bei denen sie ängstlich auf ihr rotheidenes Kleid und die zierlichen Sandaletten acht gibt, ihren Schlagmannsitz erobert und sich, befestigt über das endlich gelungene Werk, zu ihm umwendet.

Aber sofort erstirbt das triumphierende Lächeln auf den festen Lippen. Denn Puck ist ein gar empfindsames Geschöpf, das so unvermuteten Bewegungen nicht ohne den gehörigen Widerspruch hinnimmt. Er bäumt leicht auf, macht einen Seitenschwupser, stampft und zittert am ganzen Leibe, daß Podi voller Erschrecken den Kopf wieder vorwärts wendet und den Blick starr geradeaus gerichtet, regungslos auf ihrem Schlagmannsitz verharret (Fortsetzung folgt.)



# Das Veni.

Von Ernst Zahn.

Die nachstehend wiedergegebene ergreifende Geschichte wurde dem Novellenbuch von Ernst Zahn „Helden des Alltags“ entnommen, das bei der Deutschen Verlags-Anstalt Stuttgart-Berlin erschienen ist. Ernst Zahn beging kürzlich seinen 60. Geburtstag.

Vom sommerlichen Abendgange trat das Veni schweren Herzens ins Haus zurück und nahm mühsam alle die Arbeit wieder auf, die dort seiner wartete, mühsam und mühsamer, je weiter die Zeit schritt. Nicht, daß sie klagte; der Lammwirt und seine Buben merkten nicht, daß ihre kindliche Haushälterin nicht mehr recht weiterkonnte. Unter der Fegarbeit aber schnaufte das Kind manchmal schwer, und zuweilen, wenn im Kopf zu viel der Dinge überdacht sein mußten, legte es die Hand an die Stirn, schloß die Augen und hätte schlafen mögen.

Schlafen schien dem Veni. eines Tages das höchste Glück, eines, das selbst über die Gottesdienststunde und über den Abendgang mit der Lehrschwester ging. Und dann begann sie sich nach einem langen Schlaf zu sehnen, nach einem so langen, daß sie sich gar kein Bild von seiner Länge machen konnte.

Um diese Zeit war es, daß das Kind eines Abends beim Znacht den Bruder, den Joseph, bei einem Mädchen aus der Nachbarschaft stehen sah, bei der Gunter-Marie. Die war mit dem Joseph zusammen zur Schule gegangen, war ein starkes, blondes, gutmütiges Ding, das dazu noch einen Sad voll Buben von zu Hause zu erwarten hatte. Und mit der hatte der Joseph Hand in Hand gestanden. Als sich an diesem Abend der Senn und seine Buben zu Tische setzten, kam auch das Veni, die sonst selten mitaß, herein, hatte große, glänzende Augen und lachte schon unter der Tür, ohne daß es die andern merkten, still in sich hinein. Dann rückte sie sich einen Teller in die Nähe des Mannsvolkes, setzte sich und leuchtete mit einem frohen Blick den älteren Bruder an. Jetzt erschien doch dem Lammwirt, dem Vater, ihr Wesen fremd. „Was ist mit dir, daß du einmal vergnügt bist?“ fragte er in seiner faulen Art.

Das Veni lachte. Es war ein kindisches Lachen und tat wohl an ihr, die sonst nur noch der Gestalt nach ein Kind war. Auch der Joseph wurde aufmerksam, und der Balz fing an, übermühtige Reden zu führen, weil ihn Venis Art ansteckte.

„Nun, so rede, was hast?“, fragte Senn, als sein Mädchen noch immer lachte.

„Weil er heiraten will, der Joseph“, plagte das Veni heraus.

Der Joseph wurde rot bis unter die borstigen Haare. „Bah“, sagte er achselzuckend.

„Heiraten! Wollte wissen, wen!“, brummte Senn.

Der Joseph würgte an Worten, dann schienen sie sich ihm auf die Zunge zu drängen. „Ja“, stotterte er, „ja — es könnte denn erst noch sein — eines Tages.“

„Wollte wissen, wen“, wiederholte Senn und sah seinen Buben an, als wüßte dem ein Horn aus dem Kopf.

„Die Gunter-Marie — könnte sein — eines Tages“, arbeitete Joseph eine Art Beichte hervor. Da kam es von den Lippen Venis wie ein Tauchzen, so daß alle drei sie anstarrten.

„Ja, ja“, sagte das Kind; und nach einer Weile: „Das ist eine rechte, die Gunter-Marie.“ Und zwischen Lachen und Reden schlang das Mädchen unbewußt ein paar Bissen hinunter, stand dann, wie von innerer Unruhe gedrängt, wieder auf und ging zur Tür. Auf der Schwelle wendete sie sich noch einmal um: „Heirate nur bald — du — Sepp“, mahnte sie, dann ging sie hinaus.

\*

„Wann heiratest jetzt?“ Das wurde eine Frage, die dem bedächtigen Senn-Joseph mehr als ihm lieb war in die Ohren klang. Das Veni wurde nicht müde, sie immer wieder zu stellen. Der Joseph wurde ärgerlich.

„Was geht es dich an?“ fuhr er die Schwester manchmal an.

„Wirft es dann wohl sehen“, gab er zu anderen Malen Bescheid. Indessen war er mit der blonden Gunter-Marie doch so weit, daß das Dorf davon redete, die zwei würden sich heiraten. Aber dem Veni ging es zu lang, viel zu lang. Senn und Joseph wunderten sich, was das Mädchen ankam, und warum es so veressen darauf war, daß der Bub heiratete.

Das waren zwei Blinde, der Senn und der Joseph. Sonst hätten sie sehen müssen, daß das Veni sich mühsam schleppte, daß sie ein wachsfarbenes Gesicht hatte, darin die grauen Augen mit einem heißen Schein standen; sonst hätten sie hören müssen, daß das Veni hustete, und sehen müssen, daß sie kaum mehr aß, nur noch aß wie die Vögel, die jetzt zu Wintersanfang an die Fensterbrüstung betteln kamen.

Daß das Veni sich verändert hatte, merkten die Männer erst, als das Kind anfang, ein Tuch um sich zu schlagen, als ob es friere. „Was hast?“ fragte der Senn.

„Nichts! Es wird kalt“, sagte das Veni. Von dem Tag an ging sie immer in das große grauschwarze Tuch gewickelt, das der Mutter gehört hatte.

Nach Neujahr standen der Joseph und die Gunter-Marie im Amtsbüchlein. Das Büchlein lag am Abend auf dem Tisch in der Lammwirtsstube, dort aufgeschlagen, wo die beiden Namen standen. Nacheinander schauten alle hinein, der Senn, der Joseph, der Balz und das Veni. Es war etwas so unerhört Großes, was da stand! Nachher saß das Veni zum erstenmal müßig auf einem Stuhl in der Stube und kam ins Nicken. Der Senn sah sie einmal an und brachte die Augen nicht mehr von ihr ab. Das Mädchen sah am Ofen, und der Kopf sank ihr an die Kachelwand. Das große Tuch hüllte sie fast völlig ein, nur die dünnen Beine lugten um ein wenig hervor und die großen Filzschuhe. Das Gesicht war aber so scheinig bleich, daß der Senn bis in sein lahmes Herz hinein erschrak. „Aha, du mußt es auch leichter haben, wenn die Marie im Haus ist“, rechnete er sich langsam, langsam zusammen, als er das Veni so anblickte. Diese erwachte unter seinem Blick, schauderte zusammen und lächelte dann. Ein wenig müde kletterte sie vom Stuhl, und ein wenig müde schlich sie sich hinaus. „Jetzt wäre ich fast eingeschlafen“, sagte sie und lächelte wieder. Diesmal lag in dem Lächeln etwas wie Hoffnung. Es leuchtete fast jäh auf, als hätte das Veni gesagt: „Und jetzt darf ich ja noch nicht schlafen, aber bald!“

Dann gingen die Tage wieder. Und das Veni schaffte und hustete und fieberte und schaffte und froh und lächelte. An einem Morgen in der hellen Herrgottsfrühe saßen die vom Lammwirtsstube in der Kirche, und die Glockentöne taten wieder, immer singend, ihre Reise den Kirchturn hinan und hinaus. Der Senn-Joseph hielt Hochzeit. Und am Abend war die Gunter-Marie, des Josephs junge, starke, schaffige Frau im Hause. In diesem Abend legte sich das Veni mit einem unendlich wohligen Seufzer in das Bett, in dem die Mutter gelegen hatte. Seit sie die Hauswirtschaft im Lammwirtsstube geführt, hatte sie dies Bett und die Stube, aus der der Vater zu den Buben verzogen war, zu Recht inne. In diesem Bett lag sie, als der Morgen kam, noch immer schlafend. Dem Senn dauerte es zu lang, daß sie nicht zum Vorschein kam. Er ging, nachzusehen. Da lag sie noch und schlief. Sie sah aus wie eine Selige im Schlaf, und der Steingletscher leuchtete ihr ins Bett und war nicht weißer als ihr Gesichtlein.

„Kannst jetzt auch aufstehen“, sagte der Senn, halb ärgerlich, halb furchtsam.

Da tat das Veni die Augen auf und lächelte und tat die Augen wieder zu. Das Aufbliden war gerade so deutlich, als hätte sie geredet. Selbst der geistesarme Lammwirt hatte das wortlose Reden verstanden: „Jetzt braucht mich keiner mehr! Weil ich jetzt froh bin, daß mich keiner mehr braucht, und daß es jetzt so still ist da!“

Irgendwie brachte Senn es nicht über sich, das Kind weiter im Schlaf zu stören. Brummend ging er zur Tür.

Zu Mittag, als er es doch stören wollte, als er ganz grimmig in die Stube gefahren kam, weil das faule Veni noch immer schlief, da hatte es just den großen Schlaf begonnen, den die Mutter schon lange tat, den Ewigkeitsschlaf. So müde war es gewesen!



# Der Hauptmann und der General.

Anekdoten von Wolfgang Jänemann.

Steht da im polnisch-russischen Kriege ein Jarengeneral vor den Warschauer Toren. „Sakra!“ ruft er und laut grimmig an seinem Bart. „Sakra! Wir müssen sie haben, die Stadt!“ wendet sich zornbeugend um und läßt seine Batterien auf den umliegenden Hügeln Stellung nehmen, indes sich die Sonne auf den Türmen der polnischen Hauptstadt spiegelt und goldene Strahlen auf die Fensterscheiben wirft. Bis plötzlich krachend die ersten Geschosse auf die Dächer springen und die Scheiben vor Staunen über den seltsamen Anblick klirrend zerplagen. Aber was nützt das? Ein zeretztes Dach und zerprungenes Glas haben noch keine Kriege entschieden.

Das weiß auch der Russengeneral, der dort oben die Wirkung seiner Granaten erwartet, unzufrieden die Fäuste in die Taschen steckt und nun, ungeduldig von einem Bein aufs andere tretend, da drüben endlich die Mauer in Schutt und Asche fallen sehen möchte. Neben ihm jagt gerade ein Batterieoffizier seine Granaten zum Rohre hinaus. „Versucht! Was machen die Kerls? Können Ihr nicht schießen?“ schreit der General, den Hügel hinunterstolpernd und den Offizier, dem er beinahe vor die Füße gefallen, wütend ansahrend: „Ein Dreck, Herr, die Schießerei, ein ganz erbärmlicher Dreck!“ und er tritt vor den Hauptmann hin, als wollte er nun, da er die Hand schon erhoben, jenem die Achselstücke von der Schulter reißen.

Der Offizier, bleich geworden, im Gefühl seiner Unschuld, im Begriff Gleiches mit Gleichem zu vergelten, beherrscht sich nur mühsam, macht schweigend noch einen Schritt auf seinen Beleidiger zu, daß der, verbüßt über die Kaltblütigkeit des Untergebenen, verlegen verstummt. Der Offizier blickt ihn an, blickt auf die Mauer der feindlichen Stadt, die noch immer heil wie zum Hohn im hellen Sonnenschein lustig herüberwinkt, dann preßt er endlich verächtlich zwischen den Zähnen hervor: „Die Granaten sind schuld. Sie plagen nicht.“ — „Fauler Zauber!“ schreit da der General und gewinnt seine Fassung zurück. „Fauler Zauber! Unfähig seid Ihr! Auf's Kriegsgericht kommt Ihr!“ brüllt er den Hauptmann an, daß dessen Leute, der seltsamen Szene verständnislos folgend, erschrocken zusammenzuden und der Offizier, vom Peitschenschlag des Schimpfes getroffen, zurückspringt, sich aufreckt, dem nächsten, der vorübergeht, wortlos eine Granate entreißt, die Lunte ergreift und „Hier! Der Beweis!“ — das rauchende, qualmende, knisternde Geschloß dem abermals erstarrten General unter die Nase hält.

Der steht auf den Offizier, sieht auf die Granate. „Und?“ sagt er und dann nichts mehr, verschränkt die Arme und wartet. Die Leute, versteint, wagen nicht sich zu rühren. Still ist es geworden rings um die Männer, die Weltgeschichte hält den Atem an. Der Herzschlag alles Lebens stockt... „Kriepert sie denn noch nicht?“ So wirbelt's wohl durch diesen Mann und jenen, der da steht und nichts begreift von alledem, indes die beiden sich noch gegenüberstehen — die Lunte brennt und brennt... doch jetzt — — atmet die Erde auf? — — die Lunte, ja, wahrhaftig! — sie erlischt!

Der General, der Hauptmann, sie rühren sich noch immer nicht. Die Lunte ist dem Offizier aus der Hand gefallen. Nun schwelt sie da und raucht und stinkt.

Plötzlich wirft der General den Kopf herum, weist auf die Mauer der Stadt Warschau. „Also, versucht's noch einmal!“ jagt er leise. „Ihr habt recht gehabt. Sie plagen nicht. — Es geht ja da rum!“ Und winkt noch einmal mit dem Schnauzbart nach der Stadt hinüber und lächelt hilflos. Der Hauptmann versteht. Jetzt liebt er ihn, den groben Kerl da, seinen General, dem ein Fluch wie anderen das „Amen“ und „Verzeiht“ gerade ins Gesicht paßt, er nimmt Haltung an und tritt, da sich die Spannung in ihm langsam löst, wie schwankend an die Batterie zurück... Es wäre schön, zu wissen, ob nun der nächste Schuß schon zum Erfolg führte. Doch meldet davon die Geschichte nichts.

## Das gute Beispiel.

Der Lehrer sprach von den Sprichwörtern.

„Es ist nicht alles Gold, was glänzt“, sagte er, „wer weiß ein Beispiel?“

Rudi rief:

„Meine Gose, Herr Lehrer!“



## Rätsel-Ecke



### „Baden? Um Himmels willen!“

Vor kurzem kam eine Frau zum Arzt in das Landstädtchen P. Der Arzt verlangte vor aller Behandlung: „Erit baden!“ Da schlug die Gute die Hände über dem Kopf zusammen: „O mein Gott, nein! Die Sünd!“ Und die Hilfschwester fand sie von Kopf bis Fuß bekleidet in der gefüllten Wanne —: „Um Himmels willen...!“ Da wurde die Frau energisch: „Ja, glaubst denn du, daß ich mich ausziehe? Ich bin keine solch'erne; ich bin eine anständige Wittib!“

An diese Begebenheit erinnern die Richtlinien für „richtiges Baden“ aus einem sogenannten „fortschrittlichen Schönheitsempfehlungs“, der 1829 in dem „frivolen“ Frankreich den Mädchen und Frauen Ratsschlüsse zur Erhaltung der Schönheit gab — damals also, als der Badestubenbetrieb des Mittelalters lange vergessen war und man sich wohl schminkte und puderte wie toll, aber nur vorsichtig wusch. Diese Richtlinien lauten:

„Da dir das Baden durch dein Schamgefühl sehr erschwert wird, so wickle dich fest in dein Badetuch ein. Schließe die Augen, wenn du in die Wanne steigst und halte sie möglichst so lange geschlossen, bis du mit dem Baden fertig bist. Ein junges Mädchen sollte sich überhaupt nie unbekleidet sehen. Darum ist es am besten, es geht im langen Leinenhemd ins Badewasser — außer, es hat vorher Sägemehl daraufgestreut, so daß ihm der peinliche Anblick seines nackten Körpers erspart bleibt.“

### Eine Weltstatistik der Badezimmer.

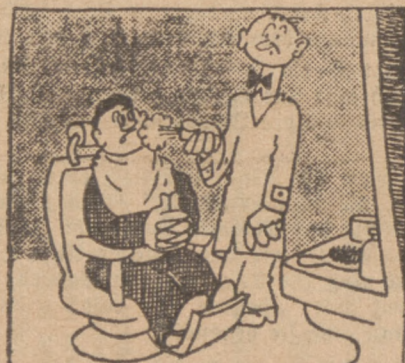
Wenn auch heute das Badezimmer eine Selbstverständlichkeit in einer modernen Wohnung geworden ist, so gibt es doch noch viele alte Wohnhäuser, die diese Einrichtung nicht aufweisen. Man hat darin einen Kulturmaßstab sehen wollen und sich bemüht, diesen statistisch zu erfassen. Im „Paris-Soir“ wird mitgeteilt, wieviel Badezimmer in den verschiedenen Ländern auf je 1000 Einwohner kommen. Man kann da mehrere Gruppen unterscheiden. In der obersten befinden sich die Vereinigten Staaten mit 55, England mit 31 und Deutschland mit 26 Badezimmern auf 1000 Einwohner. Es folgt dann eine zweite Gruppe, in der die Schweiz mit 21, Dänemark mit 20, Holland mit 19 und Belgien mit 18 Badezimmern stehen. Die dritte Gruppe zeigt Frankreich mit 14, Japan mit 12 und die Tschechoslowakei mit 10 Badezimmern, und dann folgen Norwegen mit 8, Ungarn mit 7, Italien mit 6, Polen und Spanien mit je 5, Portugal mit 4, Griechenland mit 3, Rumänien mit 2, Jugoslawien mit 1 und zum Schluß Sowjetrußland mit 0,1 Badezimmer auf 1000 Einwohner.



## Lustige Ecke



### Der müde Friseur.



„Möchten Sie nicht so freundlich sein, mein Herr, den Kopf ein wenig hin und her zu bewegen, meine Hand ist heute so müde!“

Verantwortlicher Redakteur: Marian Seyfer; gedruckt und herausgegeben von H. Dittmann, T. a. o. v., Heide in Bromberg.